

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-361369](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-361369)

Ruchenmichel.

Der Kleinbäcker Peter Riff, gebürtig aus dem Elsaß, hatte seit zwei Jahren einen Gesellen aus dem Württembergischen, der sein in der Straße St. Jacques zu Paris etablirtes Geschäft ganz famos in Schwung brachte; denn Michael Reuter, so hieß derselbe, war ein Virtuos in Bereitung von Hefengebäck aller Art, welche Kunst damals in der Weltstadt zu den Aristakäten gehörte, und hatte dadurch nicht nur sämtliche Feinschmecker der von einem hablichen Mittelstand bewohnten Straße, sondern auch noch Hunderte vornehmer Familien aus entfernten Stadtquartieren zur Kundsame seines Meisters herbeigezogen. Bewundernd verzehrten die Pariser seine Kugelhopsen, Eierzöpfe, Dampfnudeln und Berliner Pfannkuchen. Der Meister aber hegte bei all diesem fetten Glück nur einen Kummer, nämlich den, daselbe könnte eines Tages plötzlich zerfallen, eben an dem Tage, wo sein kostbarer Michel wieder in die Heimath zurückkehren werde. Hatte er doch noch keineswegs gemerkt, daß schon ein recht festes, wenngleich zartes Band den Burschen an sein Haus fesselte, welches Band sein hübsches, tausendwöchiges Töchterlein Ninon in der Hand hielt. Es war halt keine Hausfrau mehr da, welche in diesem Stück bessere Augen gehabt hätte, als der Hausherr, weil dieselbe vor etlichen Jahren gestorben war. In Ninons blaue Augen und frischrothe Wangen hatte sich der schätzbare Michel mehr und mehr verguckt, namentlich wegen der vielfachen Mühe, die sie aufwandte, ihm die französische Sprache möglichst schnell beizubringen. Hinwieder war er ein so guter, naiver und wohl gestalteter Junge, daß Ninon ebenfalls tiefe Zuneigung zu ihm gefaßt hatte und um seinetwillen die zahlreichen Galanterieen, welche ihr von anderer Seite entgegengebracht wurden, als bloße Höflichkeiten aufnahm. Im Uebrigen kannte die ganze ehrsame Straße St. Jacques den berühmten Ruchenmichel, wie er in Aller Munde hieß, weil man wohl wußte, daß Meister Riff erst seit Michels Eintritt in's Geschäft so delikates Gebäck lieferte, und da er sich bald in's Französische zu finden wußte, ward er so beliebt, als ein Deutscher es bei Franzosen werden kann. Eine Tugend aber, die ihn zierte, kannte noch Niemand außer seinen Eltern daheim. Das war die ganz naive Gemüthlichkeit, welche er im herbsten Mißgeschick zu bewahren vermochte.

„Ha no!“ pflegte er jeglicher Anfechtung entgegen zu halten, „dees wird no nit Matthäi am Letzste sai!“ bei welchem Ausruf er jedes Mal sein mit glattem Flachshaar gesegnetes Haupt etwas zurückwarf, so daß die sonst nur sanft gestülpte Nase eine komisch herausfordernde Haltung annahm und die gutmüthigen grauen Augen einen festen Ausdruck gewannen. Diese Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen, sollte ihm nun aber auch in Paris beschieden sein, und zwar unter weit schlimmern Umständen, als je zuvor in seinem Leben.

Als im Jahre 1870 der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich losbrach, fanden es die in Paris wohnenden Deutschen nicht mehr geheuer und schüttelten, so bald sie konnten, den Staub von ihren Füßen. Je schlimmere Nachrichten nach Paris gelangten, desto wüthender wurden dessen Bewohner über die Deutschen, weßnachen bald keiner mehr in diesem von allen Leidenschaften brodelnden Herentkessel zu finden war, als nur der gute Ruchenmichel. Auch diesem aber hängten die Bewohner der Straße St. Jacques nach und nach so feindselige Blicke an, als hätte er Granaten gegen die französische Armee, statt Dampfnudeln in den Ofen — geschossen; doch sein Gebäck ließen sie sich auch fürder schmecken. Da kam die Nachricht von der Niederlage bei Sedan, von der Gefangenehmung des Kaisers und dem Heranrücken der deutschen Armeen gegen Paris, wodurch die Wuth der Pariser auf's Höchste gesteigert ward. Jetzt ward dem Meister Riff bange um die Sicherheit seines getreuen Michels, weßnachen er demselben seufzend eröffnete, es werde wohl müssen geschieden sein. Das geschah bei Tisch in Ninons Gegenwart, welcher nun sofort große Thränen aus den Augen stürzten.

„Ha no!“ antwortete Michel mit der schon oben beschriebenen Gebehrde, „dees wird no nit Matthäi am Letzste sai.“

Als geborener Elsaßer den Sinn dieses kuriosen Auerufes fassend, mußte der Meister lachen, ward aber plötzlich wieder ernst, als er seiner Tochter in's Angesicht sah. Ninon erröthete unter dem forschenden Blick ihres Vaters, nahm sich jedoch bald zusammen und stellte vor:

„Wie mir scheint, ist es Herrn Reuter nicht lieb, uns verlassen zu müssen.“

„Das freut mich in der Seele,“ gestand Meister

Riff; „allein sollten wir ihn für seine treuen Dienste den Mißhandlungen des hiesigen Böbels aussetzen? Ich bitte, Herr Reuter, nehmen Sie die Sache nicht leicht. Sie kennen die hiesige Canaille nicht aus Erfahrung, wie ich als älterer Mann.“

„Nun,“ entgegnete Michel still lächelnd, „wie Sie meinen, Herr Riff. Doch wenn die Gefahr vorüber ist, was vermuthlich nicht lange ansehen wird, so komm' ich wieder.“

„O wie brav!“ jubelte die lebhaftere Ninon und klatschte in ihre weißen Patschhändchen. Meister Riff blickte abermals, jetzt noch erstaunter, seine Tochter an, hierauf den Gesellen Michel und sah dies Mal Beide erröthen, worauf er freundlichen, doch etwas anzüglichen Tons erwiderte:

„Ihre Rückkehr, Herr Reuter, scheint meiner Ninon nicht minder willkommen zu sein, als mir.“

Michel senkte die Augen, fragte hinterm Ohr, warf dann einen verstohlenen Blick auf die Geliebte, und da er in ihren Augen Ermuthigung las, bekannte er frischweg:

„Ha no, Herr Riff, da Demoiselle Ninon mich doch gern wieder haben wird und Sie auch, so . . . so will ich's nur heraus sagen, daß ich nach meiner Rückkehr für immer bei Ihnen bleiben möchte.“

„Hast Du verstanden Ninon?“ scherzte der Meister.

„Hast Du nichts dawider, lieber Vater?“ rief das Mädchen in freudiger Hast, und als er schweigend verneinte, sprangen die Beiden vom Tische auf, umhalkten einander und konnten dabei kein Wort hervorbringen als „Ninon“ und „Michel“.

„Mir ganz recht,“ kalkulirte der Meister bei sich selbst mitten in seiner Nüherung. „Tochter und Geschäft, Beide werden sich gleich gut stellen bei dieser Partie. Sind unsere Pariser einmal wieder zum gesunden Menschenverstand zurückgekehrt, so werden sie ihrem Kuchenmichel meine Ninon wohl gönnen.“

Hierauf wandte er sich an seinen künftigen Schwiegersohn:

„Jetzt weiß ich, mein Lieber, warum Sie bestimmt zurückkehren werden. Doch vorläufig heißt es aufgepackt und die nächste Nacht noch fort. Ich werde Ihnen zur Seite bleiben, bis der Zug nach der Schweiz abgeht. Dort treten Sie in Arbeit, werden daselbst auch am schnellsten und sichersten vernehmen, wann

Praktische Verwendung.



Schneidersfrau: Aber Mann, da hast Du ja von dem Zeuge für den Assessor wieder ein Stück zurückbehalten! Machst Du Dir denn kein Gewissen daraus?

Schneider: Ein Gewissen? Ne! eine Weste mach' ich mir d'raus.

Deutsche wieder unangefochten in Paris leben können. Dieser kindische Nationalhaß!“

Michel befolgte den Rath, tröstete seine beim Abschied schluchzende Braut gemüthlich:

„Ha no, 's wird nit Matthäi am Letschte sai,“ und dampfte in dunkler Nacht davon. In Bruntrut auf Berner Gebiet fand er sofort Anstellung, zumal die Bäcker großen Lieferungen für die aufgebotene eidgenössische Grenzarmee entgegen sahen, las auch täglich die Zeitungstelegramme, um sich betreffend das Schicksal von Paris auf dem Laufenden zu erhalten.

Geduldiger hat noch selten ein Liebender auf seine Wiedervereinigung mit der Erwählten seines Herzens geharrt. Nur hier und da, wenn ihm vor dem Backofen der Schweiß von der Stirne troff, lächelte er:

„Ein Küßle von der Ninon auf meine trockenen Lippen thät' jetzt schon gut.“

Endlich brachte der Telegraph die Botschaft von der Uebergabe der französischen Hauptstadt und dem bevorstehenden Einzug der Deutschen. Da hielt es ihn

nicht länger mehr, indem er erwog, daß die Pariser nun gewiß keinem Deutschen ein Haar krümmen dürften. In den ersten Märztagen des Jahres 1871 traf er ein, kurz nachdem seine Landsleute ihren großen Siegeszug durch die ihm so wohl bekannten Gassen gehalten hatten. In er traf ein, der Gute, mit einem großen Sack voll Preßhese, welche während der Belagerung von Paris seinem Meister ohne Zweifel schwer gemangelt haben mußte, um sofort wieder seine Rolle als Kuchenmichel zu spielen.

„Werden die ausgehungerten Pariser in meine Dampfnebeln beißen! Poh Bliz!“ triumpfhirte er bei sich selbst. Richtig fand er Meister und Tochter sammt ihrem Hause wohl behalten, ward herzlich aufgenommen, brachte sogar Beide mit seinem Sack voll Preßhese zu fröhlichem Lachen. Freilich fand der Meister, der Stimmung gegen die Deutschen sei noch nicht am besten zu trauen; Michel hätte daher seine Rückkehr noch einige Zeit verschieben sollen, schwieg jedoch sogleich, als Ninon mit zärtlich vorwurfsvollem Blicke rief:

„Aber bitte doch, lieber Vater!“

Bei den Bewohnern der Straße St. Jacques war indessen wider Erwarten die Egluß so viel stärker geworden, als der Deutschenhaß, daß Meister Riffs Geschäft binnen wenigen Tagen wieder in Flor kam. Es gab sogar Wize über Kuchenmichels prompte Rückkehr, begleitet von wiederholter Versicherung, ihm hätte eigentlich keine Seele in ganz St. Jacques etwas zu Leide gethan, auch wann er nicht für einige Zeit verdunstet wäre. So ging's in sanftem Geleise fort, bis mit dem Auftreten der Commune das Gesindel die Herrschaft über Paris an sich riß.

Unter der wachsenden Tollheit der Bevölkerung war an die Heirath zwischen Michel und Ninon nicht zu denken, obgleich die Commune wenigstens keinen Nationalhaß schürte, im Gegentheil die Verbrüderung mit allen Nationen des Erdballs predigte. Sie und da nahm die obwaltende Narrheit auch menschenfreundliche Anläufe. Unter Anderm verordnete ein löblicher Gemeinderath in der Absicht, die Arbeiterbevölkerung zu entlasten, es dürfe bei Nacht in keinem Berufsweige mehr gearbeitet, insbesondere auch nicht mehr — gebakten werden.

„Unfinn!“ lachte Meister Riff und fuhr fort, schon Morgens 3 Uhr seinen Backofen zu heizen, während Michel eifrig seine Delikatessen aus Semmel, Milch, Eiern, Preßhese, Weinbeeren u. s. w. zusammenknietete. Da eines Morgens, als kaum das Feuer brannte, ward heftig an der Hausklingel gezogen.

Der Meister öffnete ein Fenster mit „Wer da!“ erhielt aber die vielstimmige Antwort: „Aufmachen! Ordnung vom Gemeinderath!“ Sechs Nationalgardisten traten in die Backstube, wo Michel eben den Teig zu Dampfnebeln rührte.

„Ah!“ rief der Sergeant, „also befolgt Bürger Riff die Befehle der Vorgesetzten! Auf der That er tappt, werdet Ihr laut obrigkeitlicher Weisung damit bestraft, daß wir Euern Arbeiter hier sofort in die Nationalgarde einreihen. Wollt Ihr bei Nacht arbeiten, so plagt Euch allein.“

Aller Bitten und Vorstellungen des Meisters ungeachtet, mußte Michel sich alsbald vollständig anziehen und den Gardisten folgen, um militärisch eingekleidet und eingereicht zu werden.

Vor den stark benebelten Hauptmann in die Backstube geführt, ward er von demselben befragt:

„Euer Name?“ und antwortete höflich:

„Michael Reuter, Bürger Hauptmann.“

„Wer zum Teufel kann diesen Namen aussprechen! Ihr seit wohl ein Deutscher?“

„Ich habe die Ehre, Bürger. Eben darum geht mich Euer Nationalgarde nichts an.“

„Ha, das versteht Ihr nicht. Alle Menschen sind Brüder. Alle müssen in die Weltvereinigung der Commune. Darum, Parbleu, nehmen wir Deutsche, Russen, Engländer, Polen, Alles, Alles in unsere Nationalgarde. Aber — übersetzt Euer Namen in's Französische.“

„Ha no, wie werd' ich da heißen? Denke wohl — Michel Chevalier.“

„Gut denn! Sergeant, setzt den Bürger Michel Chevalier auf unsere Liste.“

Damit war der arme Michel in die Nationalgarde von Paris aufgenommen und ward in eine ihm passende Uniform gekleidet. Im Hause des Meisters zwar durfte er wohnen bleiben, mußte jedoch jedem Ruf der Trommel folgen, um zunächst an den Uebungen, später an den Kämpfen gegen die Regierungstruppen, von den Communarden „die Versailler“ genannt, Theil zu nehmen. Welche Besängstigung für Ninon und ihren Vater, so oft der unschuldige Michel zu den immer blutigeren Gefechten ausdrücken mußte! Wie zitterten sie vor dem Gedanken an den unausbleiblichen Sieg der Versailler, welcher für Michel, falls er nicht außerordentlich vom Glück begünstigt ward, zum Verderben ausschlagen mußte! Im Uebrigen gingen allmählig die Vorräthe in der Stadt aus, was zur Folge hatte, daß Meister Riff wenig mehr backen konnte, Michel also hinsichtlich

seiner Berufsarbeit wegen des Militärdienstes wenig Zeit verlor.

Mit dem Mai endlich kam die Entscheidung. Von mehreren Seiten drangen die Truppen der Regierung in die Stadt ein. Das Bataillon, welchem Michel angehörte, ward nach heftigem Widerstand an der westlichen Mündung der Straße St. Jacques zersprengt. Diese Gelegenheit gedachte Michel zu benutzen, um in das Haus seines Meisters zu fliehen und daselbst seine Uniform schleunigst mit dem Bäckergerwande zu vertauschen. Die Kugeln der Verfolger pflüchten rechts und links an ihm vorbei, während so Mancher seiner Kriegesgefährten im Laufe niedergestreckt ward. Schon sah er des Meisters Haus und hielt sich für gerettet, als aus einem engen Seitengäßchen Linieninfanteristen hervorstürzten und ihn mit gefälltem Bajonnett aufhielten, indem sie ihm entgegenbrüllten:

„Gewehr weg, Canaille, ergib dich!“

„Ha no!“ rief Michel, einen Schritt zurücktretend, und wollte schon beifügen: „Des wird no nit Matthäi am Letschte sai!“ besann sich jedoch, daß er mit Franzosen zu thun habe, und warf sein Gewehr weg mit der in geläufiges Französisch gefassten Antwort:

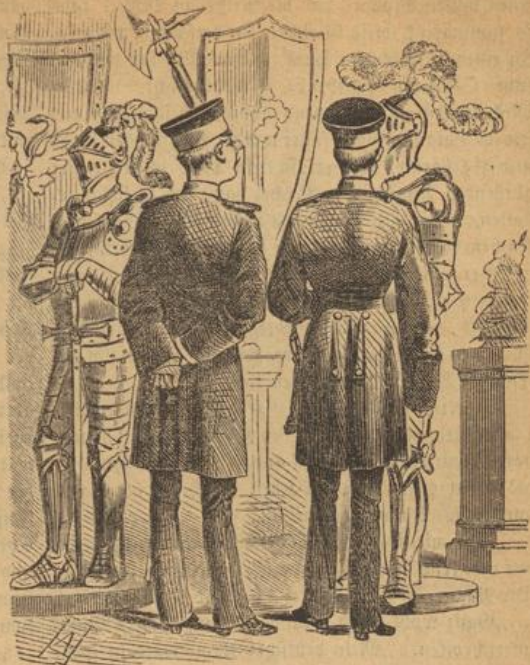
„Da liegt mein Chassepot! Im Uebrigen bin ich keine Canaille, sondern zur Heilnahme am Kampf gezwungen worden. Setzt laffet mich aber gleich heim.“

Bei diesen naiven Worten, welche dazu noch im treuherzigsten Ton der Stimme gesprochen waren, erheiterten sich die grimmigen Züge der Versailler zu lustigem Lachen. Sie sahen einander verständnißvoll an, warfen ihre Gewehre auf die Schulter, und Einer von ihnen, der Korporal, entgegnete:

„Meiner Treu, Ihr seid ein drolliger Bursche! Doch heim dürft Ihr nicht. Wir haben Ordre, Jeden, der die Uniform der Commune trägt, gefangen zu nehmen, insbesondere wenn er mit den Waffen in der Hand betroffen wird, wie Ihr.“

Also ward denn Michel gefangen weggeführt, um vor Kriegsgericht gestellt zu werden. Es kam ihm wohl zu Statten, daß er fern vom Stadthause und den Tuilleries, welche von den Communarden in Brand gesteckt waren, in die Hände der Gegner fiel; sonst hätten sie ihn, wie alle in jener Brandhölle ergriffenen Vertheidiger der Commune, ohne Weiteres niedergeschossen.

Unglückliches Zeitalter.



„Ich möchte nur bloß man wissen, wie sich so'n oller Kunde je krast haben mag, wenn den 'mal so'n Floß jebissen hat!“

In Meister Niss's Hause aber erhob sich großer Jammer, als der liebe Michel, der am Morgen früh hatte ausdrücken müssen, nicht nach Hause kam. Tag er todt auf den Wällen oder verwundet auf einer Barrikade, oder war er in Gefangenschaft gerathen? Ein Loos schien so schrecklich, wie das andere. Nachfragen konnte man nicht, weil Alles sich in den Häusern verschlossen hielt aus Furcht vor dem „blauen Schrecken“, welchen die rachschnaubenden Versailler an die Stelle des „rothen Schreckens“ der Commune gesetzt hatten. Unter strömenden Thränen harrte Ninon die ganze Nacht hindurch, welche die fernern Feuersbrünste schauerlich rötheten, — Michel kam nicht. Tag um Tag verging, Paris gewann allmählig die Ruhe eines Kirchhofes, man konnte wieder ausgehen und Nachfrage halten; doch Niemand wollte von dem Verschwundenen etwas gesehen oder gehört haben. Es war zum Verzweifeln.

Die Militärgerichte begannen nach völliger Nieder-

werfung des Aufstandes ihre Thätigkeit. Es dauerte einen vollen Monat, bis die Reihe an Michel kam, so summarisch diese Gerichte zu verfahren pflegten. In einem geräumigen Saal zu Versailles saß das aus fünf Offizieren bestehende Militärgericht, welchem Michel nebst einem Duzend anderer Gefangenen aus seinem Bataillon vorgeführt ward. Alle standen bleich und abgehärmt, halb erloschenen Troß in den düster glühenden Augen; nur Michel hatte sich so frisch erhalten, wie in den Tagen, da er halb Paris mit seinen Kuchen beglückte, und blickte so unschuldig drein, als hätte er eine Bestellung auf Berliner Pfannkuchen entgegen zu nehmen. Das fiel dem Präsidenten des Gerichts, einem abgewetterten Major mit wilden, schwarzen Schielaugen, dermaßen auf, daß er ihn zuerst zum Verhör hervorkommen ließ.

„Wie nennt Ihr Euch?“ fragte der Präsident mit rauher Stimme, und als er den Namen Michael Reuter hörte, schüttelte er den Kopf und ließ sich vom Schreiber des Gerichts ein Aktenstück geben, welches er schweigend durchsah. Dann bemerkte er:

„Vor mir liegt die Liste Eueres Bataillons, welche auf dem erschossenen Oberst desselben gefunden worden. Der Name „Michael Reuter“ steht aber nicht darin.“

„Ganz wohl, Herr Präsident,“ antwortete Michel unerschrocken. „Mein deutscher Name ward in französischer Uebersetzung eingetragen und lautet in der Liste Michel Chevalier.“

Der Präsident sah wieder in die Liste.

„Richtig, Michel Chevalier. Da steht der Name.“ Hier flüsterte der Schreiber dem Präsidenten mit boshaftem Seitenblick auf Michel etwas in's Ohr, wozu der Präsident beistimmend nickte und fortfuhr:

„Ihr seid ursprünglich ein Deutscher, habt aber durch Umänderung Eueres Namens in's Französische kund gegeben, daß Ihr Euch als Bürger unserer Republik betrachtet?“

„Keineswegs,“ erklärte Michel ruhig. „Man hat meinen Namen wider meinen Willen verändert. Man hat mich auch gegen meinen Willen mit Gewalt in die Pariser Nationalgarde gesteckt.“

„Ausflüchte! Das sagen die meisten der gefangenen Communarden.“

„Ich berufe mich auf das Zeugniß meines Meisters, des Herrn Riff, No. 102 in der Straße . . .“

„Ihr schweigt, bis man Euch fragt. Warum seid Ihr als Deutscher nach Paris gekommen, während Euerer Landsleute insgesammt die Stadt verlassen haben?“

Offenherzig erzählte nun Michel, wie er ein paar

Jahre als Bäckergefelle bei Meister Riff gearbeitet habe, bis er beim Heranrücken der deutschen Armeen nach der Schweiz gereist, dann aber auf die erste Nachricht von der Kapitulation nach Paris zurückgekehrt sei.

„Ihr hattet es ja sehr eilig,“ höhnte der Präsident mit durchbohrendem Blick. „Warum so schnell zurück?“

Michel erglühete, sprach aber mit lächelndem Munde: „Das läßt sich an dieser Stelle nicht wohl sagen, Herr Präsident.“

„Ha, Ihr lacht uns noch in's Gesicht, wie der frechsten, verstocktesten Communarden Einer!“ brauste der Major auf. „Wisset, Ihr seid durchschaut. Ihr flohet aus Paris, als Ihr sahet, daß die Regierung des Generals Trochu das Gesicht von Sozialisten noch zu händigen vermöge; nach der Kapitulation aber riefen Euch Eueres Gesinnungsgegnen herbei, da ihre Vorbereitungen zum Umsturz reif geworden waren. Und Ihr seid gekommen, ihnen zu helfen, wie der Auswurf aller übrigen Nationen, Polen, Italiener, Russen u. s. w. Nun gut, Ihr sollt als Michel Chevalier in die Liste der Nationalgarde eingetragen und, mit den Waffen in der Hand ergriffen, Euer französisches Communebürgerrecht zu genießen bekommen. Abgetreten!“

„Aber, Herr Präsident!“ stellte Michel mit dem Ausdruck unschuldigsten Erstaunens vor.

„Kein aber!“ schnaubte der Vorstehende. „Abgeführt! Marsch!“

Zwei Linien Soldaten führten Michel zurück in's Gefängniß, wo er bis Abends harren mußte auf die Eröffnung des über ihn gefällten Urtheils. Gewehrschüsse, welche zum Tod Verurtheilte niederstreckten, unterbrachen hier und da die peinliche Stille, die unter den Gefangenen waltete, worauf unter denselben jedes Mal ein banges Geflüster entstand:

„Wem galt das? . . .“ „War es Dein Kamerad? . . .“ Werden sie uns alle hingschlachten?“

„Bah,“ murmelte Michel in seiner Muttersprache, welche keiner der Mitgefangenen verstand. „Da wollen wir doch sehen! Was geht denn eigentlich mich diese ganze Geschichte an?“

Am Abend stand er wieder vor Militärgericht. Sein Urtheil ward vom Schreiber verlesen und lautete dahin, Michel Chevalier, Soldat im 5. Bataillon der Pariser Nationalgarde, sei als Einer der ausländischen Anführer des Aufruhrs und Theilnehmer am Kampfe gegen die Truppen der rechtmäßigen Regierung verurtheilt zur — Deportation nach Neukaledonien.

Der Verrath.

Raum hatte er den Saal verlassen, so entsubz ihm sein Leibspruch:

„Ha no, dees wird no nit Matthäi am Leitschte sai! Aber die Kerle! Links puffen mich die Communarden und nehmen keine Vernunft an. Rechts puffen mich die Versailler und nehmen keine Vernunft an. Ist ein Kuhhorn, was das Andere!“

„Spricht der polnisch?“ fragte der eine seiner Wachsoldaten den andern.

„Weiß nicht,“ lautete die Antwort. „Zuerst scheint er wirklich polnisch gesprochen zu haben; hernach aber klang es wie Deutsch.“

Das Wort von den Kuhhörnern, das stärkste, welches dem seelenguten Michel seiner Lebtag entronnen war, zeigt genau, bis zu welchem Grade der Menschen Ungerechtigkeit ihn aufzubringen vermochte. Ein Anderer an seiner Stelle würde in Zammer, oder in Flüche und Verwünschungen ausgebrochen sein. Kuchenmichel hingegen begnügte sich, mitten im Wahnsinn der Communarden und Versailler dem gesunden Menschenverstande unter einem volksthümlichen Bilde für beide Parteien Ausdruck zu geben.

Es dauerte geraume Zeit, bis die Verurtheilten nach Neukaledonien eingeschifft werden konnten, zumal ihrer über 2000 waren. Mittlerweile vernahm Michel keine Silbe von seiner Ninon und sie eben so wenig von ihm, weil die Urtheile der Militärgerichte geheim gehalten wurden.

„Na,“ tröstete er sich, „auskommen wird's doch einmal, wo ich stecke. Wenn dann nur mein lieb's Schägle sich zu fassen vermag, bis die Murrheit ein End hat. Die nimmt gewiß keinen Andern. Zulezt gib't gar noch diplomatische Verwendung für mich, sobald der Meister erfährt, daß ich deportirt bin. Da wird er schon vor die richtige Schmiede gehen. Unter dessen wird's wohl auszuhalten sein. Es geht ja nicht in's Pfefferland, wo die Leute hinstirben, wie Fliegen im Herbst. Sagt nicht der Marineoffizier, der unsere Wache kommandirt, in Neukaledonien sei's ganz gesund?“

Meister Riff seinerseits und Ninon hatten es sich zur Pflicht gemacht, ihre Nachforschungen eifrig fortzusetzen, und aus denselben wenigstens die Hoffnung geschöpft, daß Michel sich nicht unter den Gefallenen befunden habe. Wiederholt stellten sie das



Hauslehrer: Was führt der Jäger gewöhnlich mit sich?

Kleine Emma: Die Flinte.

Hauslehrer: Sonst nichts?

Kleine Emma: Am Sonntag Nachmittag unsere Värbel.

bringende Besuch, die gefangenen Communarden nur wenigstens sehen zu dürfen, weil sich unter ihnen ein völlig Unschuldiger befände, der ihnen nahe stehe; sie waren aber jedes Mal abschlägig beschieden worden.

Allmählig hörte Ninon auf zu weinen; dafür jedoch kam ein so entschlossenes Wesen über sie, daß sie manchmal mit blihenden Augen ihrem Vater erklärte:

„Und wenn ich um die ganze Welt reisen muß, so will ich meinen Bräutigam wieder haben.“ Dann biß sie ihre Eisenbeinzähnen zusammen und arbeitete rührig weiter, als dächte sie nur an's Geschäft.

Es dauerte bis in's folgende Jahr; da kam aus London an Meister Riff ein Brief, geschrieben von einem ehemaligen guten Kunden aus der Straße St. Jacques, der ebenfalls für die Commune gekämpft hatte und dafür deportirt worden war. Derselbe hatte früher als Waffenschmied ein glänzendes Geschäft betrieben und hieß La Roche. Ihm sei es gelungen, meldete er, auf einem englischen Schiff aus Neukaledonien zu entkommen, und nun halte er sich

verpflichtet, Meister Riff zu benachrichtigen, daß Kuchenmichel deliziosen Andenkens gleichfalls als Deportirter auf jener Insel, nicht weit von Australien, lebe. Er möchte der Strafe St. Jaques gönnen, wenn für sie die holde Zeit der Dampfnubeln, Kugelhopsen u. s. w. nach so viel Hungerleiderei wieder anbräche. Alles mit Mehrerem.

Kaum war der Brief vorgelesen, so warf sich Ninon ihrem Vater um den Hals mit dem Rufe:

„Bitte, bitte, sogleich zum Herrn Präsidenten Thiers!“

„Hast Recht, liebe Ninon,“ fand der Meister. „Wir verlangen, da jetzt ruhigere Zeiten eingetreten sind und wir sichere Spur haben, Revision des Prozesses.“

„Und nicht wahr, theurer Vater, wir beantworten auf der Stelle den Brief von Michels Eltern, die in Todesängsten schweben, daß sie schon so lang keine Zeile mehr von ihm erhalten haben?“

„Wir beantworten ihn gleich, und — ja, richtig, dieser Brief bringt mich auf einen Gedanken, welcher sich dem Präsidenten der Republik gegenüber verwerthen läßt.“

„Welchen Gedanken?“

„Herrn Thiers anzudeuten, daß Michels Eltern die Vermittlung der deutschen Reichsregierung zu Gunsten ihres Sohnes anrufen würden, falls nicht von Seiten der französischen Regierung geschähe, was die Gerechtigkeit erfordert.“

„Papa, laß Dich küssen. Du bist ein Diplomat!“ frohlockte Ninon. „D, wenn nur ich selber etwas für meinen Geliebten thun dürfte!“

„Wer weiß, ob Du nicht in den Fall kommen wirst?“ erwog der Vater nachdenklich. „Für einsteuillenden indessen meld' ich mich zur Audienz.“

Der greise Thiers empfing den Bäckermeister mit freundlicher Würde, indem er sich von seinem mit schwarzem Sammet gepolsterten Lehnstuhl erhob und ihm einen gleichfalls gepolsterten Sitz gegenüber anwies.

Dadurch ermuthigt, erzählte Meister Riff von Anfang bis zu Ende Michael Neuter's Geschichte, soweit ihm dieselbe bekannt war, und erlaubte sich schließlich die Bitte um Revision des Prozesses.

Hierauf ertheilte der Präsident der Republik, welcher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, den Bescheid, er werde heute noch die Liste der Deportirten sammt den Herrn Neuter betreffenden Gerichtsakten sich vorlegen lassen und je nach Befund den Petenten benachrichtigen, welche Ausichten vorhanden seien.

Schon folgenden Tages langte ein Schreiben aus der Staatskanzlei an, der Name Michael Neuter stehe nicht auf der Liste der Deportirten. In Folge dessen haben auch keine auf ihn bezüglichen Gerichtsakten aufgefunden werden können, was eine Prozeßrevision zur Unmöglichkeit mache.

„Vater,“ sehte Ninon, „nimm mich mit zum Präsidenten,“ und fügte, mit dem Fuße auf den Boden stampfend, hinzu: „Es muß einen Weg geben.“

Thiers empfing Vater und Tochter mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns, gab aber zu verstehen, der Flüchtling La Roche müsse sich in der Person geirrt haben.

„Unmöglich, Herr Präsident!“ rief Ninon schmerzlich erschüttert. „La Roche aus St. Jaques hat meinen Bräutigam zu genau gekannt.“

„Ihren Bräutigam?“ fragte der Präsident bewegt. „Ihr Herr Vater hat dieses Verhältniß keine Erwähnung gethan.“

„Es verhält sich in der That also, Ew. Excellenz,“ bestätigte Meister Riff. „Sie belieben hieraus zu ersehen, wie wenig dem guten Jungen an der Commune gelegen sein konnte. Es muß in den Listen der Deportirten ein Irrthum enthalten sein, vielleicht gar absichtliche Fälschung des Namens, um einen der verhassten Deutschen für immer verschwinden zu machen.“

Der Präsident schüttelte zweifelnd das graue Haupt. Da hob Ninon wieder an:

„D Excellenz! Haben nicht viele dieser niedrig gesinnnten Communarden durch falsches Zeugniß ihre Kameraden in's Verderben gestürzt, um sich selbst herauszuhelfen? Man hat das hernach erfahren. Und sind nicht Vater und ich Augenzeugen gewesen, wie Herr Neuter mit Gewalt zum Eintritt in die Armee der Commune genöthigt worden ist? Michael Neuter, mein Bräutigam, ist ein Opfer teuflischer Bosheit, ob nun Communarden oder Richter die Schuld tragen, daß sein Name auf der Liste der Deportirten fehlt.“

„Ich erlaube mir noch zu erinnern,“ ergänzte Meister Riff, „daß Herrn Neuter's Eltern, denen wir die Deportation ihres Sohnes gemeldet haben, ohne Zweifel eine Verwendung des Deutschen Kaisers zu dessen Gunsten anstreben werden, und würde es tief bedauern, wenn Ew. Excellenz Regierung dadurch schwere Verlegenheiten bereitet werden sollten.“

Der Präsident nickte leise, indem er mit der Rechten über sein glatt rasirtes Kinn strich. Dann blickte er Ninon prüfend an und sprach:

„An reblichem Willen, begangenes Unrecht gut zu

machen, fehlt es meiner Regierung nicht. Ich gebe zu, daß im Tumult der Leiden- schaften auch unsere Militärgerichte Fehl- griffe mögen begangen haben. Doch was anfangen? Lebt Herr Reuter wirklich in Neukaledonien, so ist es eben unter dem falschen Namen, den er auf der Liste tragen mag. Amtliche Nachfrage würde daher vergeblich bleiben. Demzufolge wüßte ich keinen andern Ausweg, als daß Jemand, der Herrn Reuter genau kennt, sich nach Neukaledonien begäbe, um ihn dort unter den Deportirten herauszufuchen. Ich bin bereit, demselben Vollmacht zu Herrn Reuter's Befreiung mitzugeben. Nächstens geht ein Schiff dorthin ab."

„Dieser Jemand bin ich,“ erklärte Ninon mit stammenden Augen und fester Stimme.

„Sie, Mademoiselle?“ staunte Thiers.

„Ich, Excellenz! Gestatten Sie mir, Sie bei Ihrem Worte zu befestigen.“

„Ich habe mir's gedacht,“ schluchzte Meister Niff mit Thränen in den Augen.

„Muth gefaßt, mein Freund!“ tröstete der Präsident gerührt, ihm sanft auf die Achsel klopfend. „Ihre Tochter soll zwei ehrenwerthe Cavaliere sammt deren Gemahlinnen als Schutzwache haben. Mademoiselle, empfangen Sie den Ausdruck meiner ganzen Hochachtung. Die Zeit der Abfahrt wird Ihnen meine Kanzlei schriftlich anzeigen.“

Bei diesen Worten verbeugte sich der Präsident huldvoll und entließ die Beiden.

Meister Niff wagte nur schwache Vorstellungen gegen den heldenmüthigen Entschluß seiner Tochter.

„Ich habe Dir gesagt,“ erinnerte Ninon, „wenn ich um die ganze Welt reisen müßte, so will ich meinen Bräutigam wieder haben. Jetzt halt' ich Wort.“

Zwei Wochen später fand sich die treue Ninon bereits auf hoher See. Einer der beorderten Marineoffiziere nebst Gemahlin hatte sie im elterlichen Hause abgeholt und bis nach Havre geleitet, woselbst der zweite mit seiner Gemahlin sich ihnen angeschlossen. Beruhigt, wengleich mit tiefem Weh im Herzen, hatte Meister Niff sich von seinem einzigen Kinde verabschiedet. Sein letztes Wort war gewesen: „Der treue Gott hält es mit den Treuen.“

Etwa vier Monate später lief der Dampfer im besten Hafen von Neukaledonien ein. Es war der

Nur muthig!



Meister: Na, August, Du warst ja gestern in Kreuzberg's Menagerie; wie hat's Dir denn gefallen?

Junge: Ach, det is ja jar nischt! — ick habe aber ooch dem Kerl, dem Thierbändiger jesagt: mit Ihnen is ganz und jar nischt! — wenn Sie ooch bei die wilden Viecher 'rin- friechen, zu meine Meisterin trauen Sie sich doch nicht und — det muß ick alle Tage thun! —

Hafen der Hauptstadt Numéa, wo der Gouverneur seinen Sitz hatte. Diesem ward noch am gleichen Tage der Erlaß des Präsidenten der Republik über- reicht und von Ninon in Gegenwart ihrer beiden Cavaliere das Gesuch vorgetragen, daß sämtliche wegen des Communeaufstandes Deportirte ihr vor- gestellt würden, sollte sie auch sämtliche französische Niederlassungen der Insel besuchen müssen.

Mit höflicher Verneigung antwortete der Gouver- neur, die meisten Deportirten seien auf der Landzunge Ducos untergebracht, welche auf dem Dampfer binnen wenigen Stunden zu erreichen sei, die Uebrigen hin- gegen in Numéa selbst; nur befinden sich diese Letzteren soeben in den Hainen, um Kokospalmen und Brot- fruchtbäume abzuernsten.

„Bestndet sich nicht ein Deutscher unter den De- portirten!“ fragte Ninon.

„Nicht daß ich wüßte,“ entgegnete der Gouverneur.

„Ich kenne nur französische Namen und von Ausländern einige polnische.“

Ninon erschrock, fragte aber weiter:

„Ist nicht kürzlich einer der Deportirten vermißt worden?“

„Jawohl, Mademoiselle, ein La Roche aus Paris.“

„Nun gut! Der lebt gegenwärtig in London und hat meinem Vater geschrieben, in Neukaledonien besfinde sich auch ein ihm wohl bekannter Deutscher, der in Paris bei uns gearbeitet. Um diesen handelt es sich.“

Der Gouverneur rief seine Bedienten insgesammt herbei.

„Mit welchen Deportirten hat der entflozene La Roche nähere Bekanntschaft gehabt?“

Alle Diener betheuerten erschrocken, hierüber Nichts zu wissen, mit Ausnahme des Kochs, der, den Finger an die Stirne legend, mittheilte:

„Den La Roche sah ich manchmal sprechen mit einem flachshaarigen, rothwangigen Burschen, der den Deportirten auf Ducos backen muß und von Zeit zu Zeit hierher kommt, Vorrath an Broitfrüchten zu holen.“

Ninon sprang auf. „Dieser ist's, Herr Gouverneur. Er heißt Michael Reuter, ward aber unter falschem Namen verurtheilt und eingetragen. O der Schmach! Meine Herren,“ wandte sie sich an ihre Cavaliere, „ich stehe Sie an, morgen früh mit mir nach Ducos zu fahren.“

Die Beiden verneigten sich zustimmend. Vergeblich stellte der Gouverneur vor, man könne ja den Mann herbescheiden.

„Nein, nein!“ rief Ninon leidenschaftlich, „keine Vermittlung! Ich will selbst gehen, selbst sehen!“

Morgens früh dampfte das Schiff nach Ducos. Schon brannte die Sonne heiß auf die hoch wogenden, grünen Zuckerrohrfelder, mit deren Bearbeitung die Deportirten beschäftigt waren, als Ninon mit ihren Begleitern unter die verwundert Aufschauenden trat mit der Frage:

„Verzeihen Sie, meine Herren, wo ist Ihr Bäcker?“

Die Deportirten deuteten auf eine geräumige Hütte, ungefähr 100 Schritte weit von da, aus welcher Rauch aufstieg.

Bald stand Ninon vor der Thüre derselben hochklopfenden Herzens, lauschend mit angehaltenem Athem, da drinnen sich soeben eine bekannte Stimme vernehmen ließ:

„Na, das nenn' ich mir doch ein kuriozes Gebäck aus unreifen Baumfrüchten und Schildkröteneiern!“

Was würde wohl meine süße Ninon zu solchen Kuchen sagen!“

Das war ein Stichwort. Die Thüre flog auf, und Ninon lag in den Armen des hoch Ueberraschten mit den halb schluchzenden, halb lachenden Worten:

„Du lieber, ewiger Kuchenmichel! Das sagt Deine Ninon dazu.“

Die beiden Offiziere, welche an der offenen Thüre stehen geblieben waren, würden Ninon für närrisch gehalten haben, hätten sie dieselbe nicht während der ganzen weiten Reise als ein sehr verständiges Frauenzimmer kennen gelernt. Angesichts dieser unverholenen Liebesergüsse aber gebot ihnen ihr Zartgefühl, bei Seite zu gehen, um abzuwarten, bis die Beiden herausträten würden. Derweile hob Michel drinnen an:

„Aber Gott, im Himmel! wie kommst denn Du hierher, mein Herz?“

„Das wirst Du hernach erfahren, liebe Seele. Jetzt kleide Dich an, pack' Deine Sachen zusammen und komm' heim zum Vater.“

„Ja, bin ich denn frei?“

„So frei wie der prächtige Paradiesvogel, der sich dort auf der jungen Palme wiegt. Nur fort, fort von hier!“

Michel kleidete sich um und schnürte sein Bündel. In dem er aber aus der Backstube schritt, warf er noch einen mitleidigen Blick auf die eben aus dem Ofen genommenen Kuchen und sagte:

„Was werden wohl die armen Schlucker Eßbares kriegen, wenn ich nicht mehr da bin?“

Gleich folgenden Tages fuhr der Dampfer wieder nach Europa zurück. Nach glücklicher Reise in der guten, alten Straße St. Jaques angelangt und vom Vater mit lautem Freudenruf begrüßt, ward die Hochzeit sofort festgesetzt auf die Woche nach dem Tag, wo Michel's Freisprechung erfolgt sein werde. Für letztere sorgte denn auch der väterliche Herr Präsident mit thunlichster Beförderung. Es fanden sich jetzt außer Meister Riff und seiner Tochter noch Zeugen genug, die Michel's Unschuld sonnenklar bewiesen. Bei dem Verhör aber, welchem Michel selbst noch unterzogen ward, kam es an den Tag, warum sein wahrer Name nicht in der Liste der Deportirten zu finden gewesen war. Den Namen Michel Chevalier fand man allerdings und dann auch die zugehörigen Prozeßakten. Für diese absichtliche Fälschung traf den ehemaligen Präsidenten des Gerichts ein scharfer Verweis, den Schreiber sogar, als den eigentlichen Urheber Degradation.

Nach dieser Genugthuung ward der glückliche